ALEXANDER SCHWARZ

Bertha Benz

ROMAN

und die Straße der Träume

KNAUR

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer-knaur.de

MIX
Papier | Fördert gute Waldnutzung
FSC® C083411
www.fsc.org

Originalausgabe Mai 2024
© 2024 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining
im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.
Redaktion: Christin Ullmann
Covergestaltung: buxdesign, München
Coverabbildung: buxdesign unter Verwendung
verschiedener Motive von AdobeStock, Arcangel.com
und Mercedes-Benz AG / Science Museum Group
Satz und Layout: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-44737-6

2 4 5 3 1

für meinen Vater
Ulrich Anton Schwarz
1938–2023

TEIL I

Pforzheim

1863

Mai

1

Das darf ja wohl nicht wahr sein?! Steht das da wirklich? Bertha schaute noch einmal auf den handgeschriebenen Eintrag mit dem Datum 3. Mai 1849. Ihre gute Laune verzog sich schlagartig und machte einer vulkanartigen Wut Platz. Sie schaute noch einmal auf die Seite am Anfang der in hellbraunes Leder gebundenen, großformatigen Familienbibel. Eigentlich war sie nur auf der Suche nach einer dieser modernen und praktischen Hutnadeln, um ihren Florentinerhut am Kopf feststecken zu können. Ihre Mutter legte die Nadeln für gewöhnlich in die oberste Schublade der Kommode in der guten Stube, wo sie sie immer zur Hand hatte, wenn sie aus dem Haus gehen wollte. Zufällig sah Bertha das alte Buch dort liegen, und wie aus einer Anwandlung heraus griff sie danach, legte es auf die Kommode und blätterte darin. Sie mochte die reich verzierten Illustrationen darin schon von klein auf. Ihr Blick fiel auf eine der ersten Seiten, die das Buch mit seinem Vorspann und den Einträgen der Familienmitglieder erst zur Familienbibel machte. Sie las erneut diesen Satz, um sich auch wirklich sicher zu sein, dass dort auch wirklich stand, was gerade in ihrem Kopf zu explodieren schien. Er stand da tatsächlich, unter »Cäcilie Bertha«, in der Handschrift ihrer Mutter, in der sie die Geburten der Familie Ringer eintrug: »Leider wieder ein Mädchen.« Damit war sie gemeint. Das war der erste Satz, der je über sie geschrieben wurde, kurz

nach ihrer Geburt vor vierzehn Jahren. Was für eine Begrüßung zu ihrem Eintritt in diese Welt. Wie konnte ihre Mutter nur so etwas schreiben?!

Bertha zog ihre Stirn weiter zusammen. »So weit kommt es noch. Bin ich etwa weniger wert, weil ich ein Mädchen und kein Junge geworden bin?«, sagte sie, und ihre Stimme wurde mit jedem Wort erboster und lauter. Sie schrie ihren Ärger richtiggehend heraus. Ihr Unterkiefer schob sich nach vorne, sie holte tief Luft und stieß dann einen Laut aus, der sich tief in ihrem Kehlkopf formte und irgendwo zwischen einem wütenden Schnauben und einem Grummeln angesiedelt war.

»Was ist denn, Bertha?«, rief ihre fünf Jahre jüngere Schwester besorgt und stürmte ins Wohnzimmer.

Bertha schluckte ihren Ärger hinunter, richtete sich auf und drückte ihren Rücken durch. Sie stand noch immer vor der Kommode, drehte sich um und legte ihrer kleinen Schwester fürsorglich einen Arm auf deren Schulter.

Ihr wurde klar, dass sie sich für einen Moment hatte gehen lassen, und das schickte sich nicht, dessen war sie sich wohl bewusst. Nur mit Mühe konnte sie ihren Ärger unterdrücken.

»Es ist gut, Marie Louise«, sprach sie beruhigend auf sie ein, »bitte entschuldige, mach dir keine Sorgen.«

»Sollen wir etwas spielen?« Die Kleine hatte den kurzen Schrecken zu Berthas Erleichterung schon wieder vergessen.

»Das würde ich ja gerne.« Sie kitzelte sie ein wenig, und Marie Louise lachte vergnügt. »Aber ich muss leider auf den Markt, die Einkäufe erledigen. Warum spielst du nicht mit Thekla?«

»Na gut«, sagte die Kleine mit einem Schmollmund, »nie hast du Zeit.« Sie zog ab und rief noch vom Wohnzimmer aus, »Thekla, kommst du mit zum Spielen nach draußen?«

2

Mit zwei großen Einkaufskörben in den Händen stapfte Bertha wenig später durch die Ispringer Straße in der Brötzinger Vorstadt hinunter Richtung Marktplatz in der Pforzheimer Innenstadt.

Dieser Mittwoch Ende Mai fühlte sich eigentlich wie ein wunderschöner Frühsommertag an, mit blauem Himmel, einer angenehmen Wärme und einem lauen Lüftchen. Noch war es nicht zu heiß, aber schon warm genug, um sich in Sommerkleidung auf die Straße zu wagen. Deshalb hatte sie sich ihren Florentinerhut zusammen mit einem einfachen Krinolinenkleid aus dunklem Stoff und darunter einer weißen Chemisette mit einem kleinen Spitzenkragen für ihren heutigen Marktgang ausgesucht. Bertha hatte sich, wie jede Woche, darauf gefreut. Aber jetzt wurde sie mit jedem Schritt wütender.

Sie bemühte sich, ihre Emotionen zu zügeln, wie es einer Frau geziemte, die sie ja bald wäre, so fand sie, aber es fiel ihr schwer. Sie kniff die Augenbrauen zusammen, hielt ihren Kopf gesenkt und schaute aus trotzigen Augen nach vorn. Zusammen mit dem Stapfen ihrer Füße entfuhr ihr ab und an ein Schnauben.

Was um alles in der Welt hatte ihre Mutter nur bewogen, diesen Satz nach ihrer Geburt zu schreiben? Bertha fühlte sich tief in ihrem Inneren verletzt. Sie konnte sich keinen Reim darauf machen, es widersprach allem, was sie über sich, über ihre Eltern und auch ihre Geschwister wusste. Nie hatte sie sich zurückgestellt gefühlt. Ohne Frage gab es Unterschiede zwischen den Jungen und ihr und ihren Schwestern. Von den Töchtern wurde erwartet, dass sie sich um das Haus und die Familie kümmerten, sauber machten, Essen kochten, Kleider nähten, Strümpfe stopften, die Wäsche wu-

schen – und das waren bei dem großen Haushalt wahrlich Berge, die mühsam eingeseift, auf dem Waschbrett gerieben und danach gestärkt werden wollten –, und alles, was sonst noch dazugehörte. So wie eben auch das Einkaufen auf dem Markt. Alles, während die Jungen draußen rumtoben durften.

Aber immerhin durfte sie bis ins Jahr ihrer Konfirmation auf die Höhere Töchterschule gehen und das vierte Jahr dort turnusgemäß mit den Osterferien abschließen. Das bedeutete doch, dass die Eltern ihr eine gute Bildung zukommen lassen wollten, dass sie sie wertschätzten, oder nicht?

Bertha fühlte, wie ihre Gedanken umherwirbelten wie in einem großen Karussell, das sich immer schneller drehte und die an langen Ketten befestigten Sitze immer weiter nach außen trieb, bis sie gegen ihre Schädeldecke schlugen. Ihr wurde schwindelig. Bertha konzentrierte ihren Blick auf die Häuserfassaden, an denen sie vorbeikam, und so schaffte sie es, wenn auch langsam, weiterzulaufen.

Sie dachte daran, wie zu Beginn eines jeden Schuljahres nach den Osterferien immer wieder weniger Klassenkameradinnen in die Schulbänke zurückkehrten. Deren Väter fanden wohl, dass sie jetzt besser anfingen, Geld zu verdienen. Bis zu einem gewissen Grad sahen diese Familienoberhäupter Bildung noch als nützlich an, aber irgendwann überwog der Gedanke an eine gute Partie für ihre Töchter. Die zu finden schien wesentlich wichtiger, als Geld für irgendwelche »Wissensfratzen«, wie sie einen der Väter einmal sagen hörte, zum Fenster hinauszuschmeißen.

Nicht selten aber bemerkte Bertha, wenn sie bei Klassenkameradinnen zu Besuch war, dass dort einfach nicht genügend Geld da war. Dessen war sie sich sehr wohl bewusst. So manche Eltern hatten schon alle ihre Möglichkeiten ausgeschöpft, um ihre Tochter zur Schule gehen zu lassen.

Das sah bei ihr zu Hause anders aus. Sie lebten zwar nicht im Reichtum, aber Geld war nie ein Problem. Bertha war froh, dass ihren Eltern Bildung, auch für sie und ihre Schwestern, wichtig war. Es wäre ein Leichtes für sie gewesen, das Schuldgeld für andere Zwecke auszugeben.

Aber so waren meine Eltern doch nie. Bertha verstand die Welt nicht mehr. Ihre Wut wich nur langsam aus ihrem Körper. Mit jedem Schritt spürte sie sich selbst wieder ein bisschen mehr, anstatt dieses überwältigende Gefühl der Ohnmacht. Aber die Verwirrung in ihrem Kopf blieb, kreiste weiter darin herum und kam einfach nicht zum Stillstand.

Der Weg zum Markt in Pforzheim war zum Großteil derselbe wie zu ihrer früheren Schule. *Komisch, warum mir das jetzt gerade auffällt,* dachte Bertha. Als sie anfing, zur Schule zu gehen, standen in der Straße nur vier Häuser. Mittlerweile waren es zehn, und es machte den Anschein, dass bald neue hinzukommen würden.

Auf der gegenüberliegenden Seite gab es noch keine Bebauung. Der Park des Bohnenberger Schlösschens war recht weitläufig und reichte bis zur Straße. So reich konnte man als Papier- und Schmuckfabrikant werden, staunte Bertha jedes Mal, wenn sie an dem prächtig gestalteten Bau und dem dazugehörigen Park vorbeiging. Am Ende der Ispringer Straße angekommen, lief sie entlang einer Neusilber- und einer Bijouteriefabrik. In Pforzheim schienen die Schmuckfabriken wie Unkraut aus dem Boden zu schießen. Die Stadt am Rand des Nordschwarzwalds entwickelte sich zu einem wahren Zentrum der Schmuckindustrie und galt als erste Fabrikstadt Badens. Sie wirkte wie ein Magnet, der mehr und mehr Leute in die Stadt lockte. Vor allem Bauern und Frauen aus dem näheren, aber auch aus dem weiteren Umland kamen, um sich in den Manufakturen als Arbeiter zu verdingen. Wenn sie daran dachte, war sie doppelt froh,

dass ihre Eltern so lange Schulgeld für sie bezahlt hatten und dass sie nun zu Hause mit anpacken konnte. Das war ihr allemal lieber, als in einer dieser lauten, stinkenden, dunklen Fabrikhallen zu arbeiten. Immerhin wurde der Ort von Schwerindustrien verschont und daher nicht von stinkenden Schloten verpestet, wie es in anderen Städten der Fall war. Trotzdem, schon alleine bei dem Gedanken an den Lärm und die Gerüche innerhalb der Fabriken für die Schmuck- und Goldfertigung musste sich Bertha schütteln. Sie wusste, dass einigen ihrer Klassenkameradinnen dieses Los beschert war. Die Mädchen mussten für den Unterhalt der Familie mitverdienen. Bertha taten ihre früheren Klassenkameradinnen leid, aber es lag nicht in ihrer Macht, daran etwas ändern zu können.

»Leider wieder ein Mädchen.« Das konnte ihre Mutter doch nicht wirklich so gemeint haben. *Aber wieso schreibt sie denn dann so was?* Ob sie wollte oder nicht, allein bei dem Gedanken stieg die Wut wieder in ihr hoch. Sie fühlte sich so machtlos und ausgeliefert wie das Neugeborene, über das damals dieser Satz geschrieben wurde. Vor allem aber konnte sie einfach nicht begreifen, wie ihre Mutter so etwas überhaupt hatte denken können.

Bertha bog an der südwestlichen Ecke des Bohnenberger Schlösschens in die Westliche Karl-Friedrich-Straße ab. Ihre Eltern sagten, wie so viele, noch immer Brötzinger Gasse, wie die schmale Verbindung zwischen der Vorstadt und Pforzheim bis vor Kurzem noch hieß. Die Stadt bemühte sich seit einiger Zeit, durch den Abriss mehrerer Häuser die schmale Gasse in eine breite Straße zu verwandeln. Man hatte entschieden, dass mit der wachsenden Einwohnerzahl und aufkommenden Industrie eine entsprechende Ost-West-Verbindung nötig wurde, die dem täglichen Ansturm an Fußgängern, vor allem aber an Pferdefuhrwerken gewach-

sen war. Dazu gehörte eben auch ein entsprechender Name, befand der Stadtrat, und so hieß die Brötzinger Gasse nun offiziell Karl-Friedrich-Straße, nach dem badischen Großherzog und Landesfürsten. Sowieso war es anscheinend bei der Stadtverwaltung gerade Mode, den Gassen und Straßen festgelegte Namen zu geben. Bisher hatte das ganz einfach der Volksmund erledigt.

Als sie aus der Gasse auf die breitere Straße trat, fühlte es sich gleich lebendiger an, ratterten Fuhrwerke über das Kopfsteinpflaster, hörte sie Leute miteinander sprechen und Mütter nach ihren Kindern rufen. Kein Wunder, denn hier mündete nicht nur die Ispringer, sondern auch die Friedrichs- und Brötzingerstraße in die zentrale Straße Richtung Stadtzentrum.

Eigentlich konnte es wohl nur einen Grund geben, warum ihre Mutter jene Worte geschrieben hatte, und das lag nicht an ihr, sondern an ihrem Vater. Er hatte sich wahrscheinlich einen Stammhalter gewünscht. Vielleicht hatte ihre Mutter gedacht, dass dieses Kind, Bertha, unter Umständen das letzte gewesen sein könnte, das sie zusammen bekamen. Schließlich war ihr Mann zweiundzwanzig Jahre älter als sie und zählte zu dem Zeitpunkt stattliche achtundvierzig Lenze. Obwohl er noch immer recht rüstig daherkam, so zählte er damals so langsam schon zu den alten Herrschaften. Es war also an der Zeit für ihn gewesen, endlich einen Stammhalter vorweisen zu können. Schließlich hatte es der Zimmermann mit fleißiger und guter Arbeit bis zum Handwerksmeister und – auch dank der guten Partie mit seiner Frau – zu gewissem Wohlstand gebracht. Beides, Firma und Wohlstand, wollte in die nächste Generation vererbt werden, der Familienstamm sollte in der Zukunft weiter prosperieren. Aber das Fehlen eines Stammhalters konnten sie doch nicht ihrer Tochter ankreiden.

Bertha atmete die sonnig-frische Luft des Frühsommers ein. Daher wehte also der Wind. Die Gedanken in ihrem Kopf drehten sich wieder etwas langsamer. Auf der einen Seite beruhigte sie die Vorstellung, dass das »Leider« sich wohl nur hierauf beziehen konnte. Auf der anderen Seite fand sie es noch immer ungehörig. Sollten sich Eltern nicht über jedes Kind, das sie bekämen, gleichermaßen freuen? Nun ja, sie musste sich eingestehen, dass sie in der Schule Texte lasen, in denen das auch nicht der Fall war. Schon traurig, dachte sich Bertha. *Nur weil wir mit Puppen spielen und nicht mit diesen handwerklichen Geräten hantieren, die die Jungs benutzen dürfen.* Obwohl ihr Vater, als er den Auftrag bekam, die Familiengruft des badischen Fürstenhofs anlässlich des Dahinscheidens der Großherzoginnenwitwe Stéphanie zu restaurieren, nicht nur Karl, ihren zwei Jahre jüngeren Bruder, sondern auch Bertha mitgenommen hatte, und er sich gefreut hatte, dass sie ihm für ihr Alter so gut zur Hand ging. Anders als ihre zwei älteren Schwestern schien sie handwerklich durchaus begabt zu sein und begriff schnell. Bertha mochte es schon von Kindesbeinen an, ihrem Vater bei seiner Arbeit über die Schulter zu schauen und ihm so viel wie möglich zu helfen. Mit Puppen zu spielen, fand sie schon immer langweilig. Vielmehr interessierte es sie, mit ihrem Vater zusammen etwas Sichtbares und Bleibendes zu schaffen, etwas, das man anfassen konnte. Die Aufgaben, die sie im Haushalt erledigen musste, waren allesamt schnurstracks wieder dahin. Die Kleider wurden schnell wieder dreckig, das Geschirr wieder gebraucht, der gebohnerte Fußboden wieder stumpf und das gekochte Essen im Nu vertilgt. Ihre Brüder dagegen durften Dinge machen, die blieben. Kleine Möbelstücke bauen oder Reparaturen am Haus ausführen. Manchmal wäre sie schon gern ein Junge oder würde zumindest gerne die Dinge tun dürfen, die ihre Brüder so

ganz selbstverständlich durften. Dabei hatte sie mit ihrem Vater noch Glück, fand Bertha. Der fand seit einigen Jahren Gefallen daran, ihr etwas beizubringen. Seit er ihr handwerkliches Talent erkannt hatte, bereitete es ihm wohl auch Spaß, dieses weiterzuentwickeln.

Bertha hatte nie das Gefühl, dass ihr Vater enttäuscht darüber war, dass sie »nur« ein Mädchen war. Sie fühlte sich bei ihm geborgen und wusste, dass er sie sehr mochte. Ihre Mutter hatte mehr als einmal behauptet, dass sie ein wahres Papakind sein, wenn sie ihm mal wieder um seinen Hals hing oder mit ihm herumtollte und dabei vor Freude juchzte. Sobald sich ihr Vater mit Werkzeugen ans Schaffen machte, war sie neugierig und wollte dabei sein, wollte wissen, warum er dies oder das tat, und es selbst ausprobieren.

»Warum, warum«, sagte ihr Vater manchmal, wenn sie ihm mit ihrer Fragerei auf die Nerven ging. Aber eigentlich glaubte Bertha, dass ihm ihre unerschrockene und ausdauernde Art gefiel. »Du bist nicht ungeschickt, meine Kleine«, sagte er dann. Dabei schaute er sie glücklich und traurig zugleich an. Nachdem sie den Eintrag in der Familienbibel gelesen hatte, glaubte sie auch zu verstehen, warum. So handwerklich begabt sie auch war, würde sie ihm in seinem Beruf niemals nachfolgen können. *Armer Papa,* dachte Bertha, *aber ich glaube, er ist auch so stolz auf mich.*

Sie wurde aus ihren Gedanken gerissen, als ihr ein großes Gespann mit schweren Fässern beladen entgegenkam. Ein Bauer vor ihr mahnte sein Pferd lautstark, schneller zu gehen. Die Schimpfworte, die er verwendete, überhörte Bertha geflissentlich. Als er sie sah, entschuldigte er sich bei ihr.

»Bitte entschuldigt, junge Dame«, er nickte ihr zu, »aber mein Pferd lahmt, ich bin spät dran und muss auf dem Markt doch noch mein Gemüse verkaufen.« Er wandte sich wieder seinem Pferd zu, unterdrückte aber einen weiteren Fluch.

Bertha hörte nicht wirklich zu. Nachdenklich wich sie dem Bauern sowie dem mit Fässern beladenen Wagen aus.

Wenn ihre Eltern sich zum Zeitpunkt von Berthas Geburt gesorgt hatten, keine weiteren Kinder mehr zu bekommen, oder zumindest keinen Sohn, so hatte sich diese Sorge als unnötig erwiesen. Nach den drei Töchtern folgten sechs weitere Kinder, und schon das erste nach Bertha war ein Junge, der nach seinem Vater Karl Friedrich benannt wurde.

Plötzlich hörte sie von hinten ein seltsames Rattern.

»Ohhh«, rief jemand, und der panische lang gezogene Laut kam genauso schnell näher wie das Rattern. Unwillkürlich machte Bertha einen Satz zur Seite, und im selben Moment passierte sie in schnellem Tempo ein junger Mann, der auf einem hölzernen Apparat saß, mit zwei Rädern, eines vorne und eines hinten. Die Holzräder machten auf dem Kopfsteinpflaster einen Höllenlärm und schüttelten den Fahrer kräftig durch. So etwas Komisches hatte sie ja noch nie gesehen. Der verwegene Kerl saß ziemlich ungelenk, wie ihr schien, zwischen dem größeren Vorder- und dem etwas kleineren Hinterrad und strampelte mit seinen Beinen auf so etwas wie einer Kurbel, was wohl bewirkte, dass sich das Vorderrad immer schneller drehte. Mit den Händen hielt er eine Gabel fest, die aus zwei Stangen bestand, die mittig über dem Vorderrad angebracht waren, und versuchte so zu lenken, was angesichts der holprigen Pflastersteine ein schwieriges Unterfangen war.

»Danke … Entschuldigung«, rief ihr der junge Mann fröhlich zu, ohne sich umzudrehen. Offenbar benötigte seine Art und Weise, sich fortzubewegen, seine ganze Aufmerksamkeit. Er schwankte noch immer etwas hin und her, schien sich aber immer wieder zu fangen. Bertha konnte nicht anders, als leise zu lachen. Was war denn das jetzt? Und vor allem, was war das für ein lustiger Kerl? Ihre Stimmung hell-

te sich zunehmend auf, und sie war dankbar, dass sie wieder lachen konnte.

Sie war nur ein paar Schritte weitergegangen, als sie wieder dieses lang gezogene »Oooh«, hörte, in dem zum einen die Befürchtung mitschwang, einen Sturz oder gar einen Unfall zu verursachen, und zum anderen die Hoffnung, dies gerade noch vermeiden zu können. Der junge Mann versuchte, gleichzeitig einer Gruppe von Frauen, die wohl wie Bertha auf dem Weg zum Markt waren, sowie einem Karren auszuweichen, was ihm wunderlicherweise sogar gelang. Bertha hielt sich eine Hand vor den Mund und musste erneut ungläubig lachen.

Sie war erleichtert, ihr frohes Gemüt wiedergefunden zu haben. Außerdem fand sie, dass sich ihre Eltern bisher nicht über sie beklagen konnten. Immerhin war sie eine folgsame Schülerin gewesen und hatte bis zuletzt gute Noten heimgebracht. Sie war gerne zur Schule gegangen, aber mit ihrer Konfirmation begann ein neuer Lebensabschnitt. Seitdem wurde sie von ihrer Mutter im Haushalt unter die Fittiche genommen, um in den kommenden zwei bis drei Jahren alles von ihr zu lernen, was im weiteren Leben als Ehefrau wichtig war und ihr zupasskommen würde. Auch wenn sie sich viel lieber mit dem Werkzeug ihres Vaters beschäftigte, war ihr klar, dass ihr nichts anderes übrig blieb, als sich dem Wunsch ihrer Eltern zu fügen. An Heirat mochte sie noch überhaupt nicht denken. Bertha hatte mit ihren vierzehn Jahren beim besten Willen kein Interesse an Jungs, außer dass sie mit ihnen herumtoben und mit ihren Spielsachen spielen wollte. Schon bei dem Gedanken an irgendetwas, was darüber hinausging, musste sie sich unwillkürlich schütteln. Wenn Emilie oder Elise, ihre beiden älteren Schwestern, sie kichernd ins Vertrauen nahmen, auf welche Jungen sie ein Auge geworfen hatten und wie sie es am besten an-

stellen konnten, sie wenigstens aus Versehen und heimlich einmal kurz zu berühren, lief Bertha jedes Mal rot an. Sie fand es abscheulich. Obwohl, so ganz im Geheimen, musste sich Bertha zugestehen, fand sie es – irgendwo tief drinnen – auch ein kleines bisschen spannend, als kitzle sie der Gedanke ein wenig. Als gäbe es auf einmal eine kleine Stimme in ihr, die sie immer wieder in diese Richtung schubste. Ihr Interesse am anderen Geschlecht mochte vielleicht geweckt sein. Richtig wach war es bestimmt noch nicht. Bertha war sich nicht sicher, ob sie sich diese Gefühle überhaupt zugestehen, geschweige denn sie haben durfte. Sie fühlte sich unwohl in ihrer Haut, wenn sie daran dachte, einen Jungen überhaupt nur zu küssen. Ach, es war zum Aus-der-Haut-Fahren. Sie dachte noch nicht im Traum daran, auf die Avancen junger Männer einzugehen. Dafür verlor sie sich manchmal in Fantasien über eine romantische Liebe. Das war ja etwas ganz anderes, als tatsächlich so einen mehr oder weniger ungehobelten Kerl zu küssen, der noch nicht einmal richtigen Bartwuchs hatte. Bertha schauderte es schon bei dem Gedanken daran. Sie musste unwillkürlich ihren Kopf schütteln. Nein, bis sie das täte, würde es wohl noch etwas dauern, wenn es überhaupt jemals so weit kommen würde.

Sie wusste ziemlich genau, was sie wollte, und auch, wie sie dies erreichen konnte. Irgendetwas sagte ihr jedoch, dass diese leise Stimme in ihrem Inneren irgendwann dazu führen würde, dass dieser feste Wille unter Druck geraten würde. Sie brauchte ja nur auf Emilie und Elise zu schauen.

Da sie nun ein Backfisch war, zogen ihre Schwestern sie ab und zu auf, machten Scherze mit ihr. Über ihren Körper, der sich in den letzten Jahren verändert hatte, wie sie es zuvor bei Emilie und dann bei Elise hatte sehen können. Es bei sich selbst zu erleben, war schon noch mal etwas anderes, fand

Bertha. Da halfen die blöden Bemerkungen ihrer Schwestern nicht wirklich. Dennoch war sie froh, dass sie die beiden hatte. Wenn sie nicht gerade in einer ihrer überschwänglichen Stimmungen waren, hatten sie für Bertha immer ein offenes Ohr. Über alles, was ihr peinlich erschien, fiel es Bertha leichter, mit ihren Schwestern zu sprechen als mit ihrer Mutter. Außerdem war diese schon wieder schwanger. Nachdem nach fünfeinhalbjähriger Pause letztes Jahr ihr Bruder Hermann August als achter Spross der Familie auf die Welt gekommen war, dachten sie alle noch, er wäre der Nachzügler. Jetzt war deutlich, dass es noch einen zweiten dieser Sorte geben würde.

Für Bertha bedeutete dies nach dem Ende der Schulzeit einen großen Umschwung. Vor allem, weil sie mehr denn je im Haushalt benötigt wurde. Emilie und Elise waren immer öfter auf Brautschau außer Haus. Und wenn sie mal zu Hause waren, mühten sie sich mit dem Nähen ihrer Aussteuer ab. Zu allem Überfluss kränkelte ihre Mutter, seit sie schwanger war, und konnte nicht mehr so, wie sie wollte. An Bertha blieben so fast von einem Tag auf den anderen viel mehr Arbeit und Verantwortung hängen. Sie war fest entschlossen, diese Aufgabe zu meistern. Ihre Eltern konnten von Glück sagen, dass sie ein Mädchen war. Ein Junge würde diese Aufgaben sicher nicht übernehmen, dachte Bertha trotzig. Zum einen hätte der keine Ahnung, und zum anderen würde er vor dem Berg an Arbeit, der sich jeden Tag aufs Neue anhäufte, schlicht zusammenbrechen. *So, nun ist es aber gut,* ermahnte Bertha sich selbst. Sie wollte sich ihren Ausflug zum Markt, den sie vor allem im Sommer so genoss, nicht von dunklen Gedanken vermiesen lassen.

Die lautesten Marktschreier, die mit ihren kräftigen Stimmen ihre Ware anpriesen, waren bereits in Hörweite. Bertha war heute spät dran, es war bereits um die Mittagspause,

wenn der Marktplatz gewöhnlich aus allen Nähten platzte. Nicht nur erledigten die Hausfrauen und Dienstmägde ihre Besorgungen. Aus den umliegenden Fabriken kamen die Bijoutiers und Polisseusen herbeigeströmt, um ihre Mittagszeit an der frischen Luft zu verbringen und sich im Marktgetümmel ein wenig treiben zu lassen oder vielleicht einen Apfel zu kaufen, bevor sie wieder in die Schmuckfabriken zurück- und ihrer Arbeit nachgingen. Zwischendurch sah Bertha in der Menge auch immer wieder adrett herausgeputzte Männer mit gezwirbelten oder äußerst penibel geschnittenen Bärten, in dunklen Anzügen und gewienerten Schuhen. Sie trugen alle diese praktisch gleich großen Koffer fest in der Hand, als müssten sie sehr auf sie achtgeben. *Die Tiger sind wieder los*, dachte Bertha. Diesen Anblick war sie schon gewohnt. Die »Tiger«, wie sie tatsächlich genannt wurden, gehörten in Pforzheim zum Stadtbild wie die Uhr auf dem Leopoldplatz im Zentrum der Stadt. Es waren die Vertreter der ansässigen Schmuckwarenfabriken, die sich wie die Raubtiere auf die zum Teil von weit her angereisten Ankäufer stürzten, in den besseren Wirtshäusern und Hotels der Innenstadt, wo sie die Aufträge gleich am Tisch schrieben. Diese Bezeichnung hatte sich schon so weit eingebürgert, dass die Fabriken sogar in ihren Stellenanzeigen einfach »Tiger« schrieben, wenn sie auf der Suche nach einem Vertreter für ihre Gold- und Schmuckwaren waren.

Vorher schon hatte Bertha den Ersten dieser Spezies vor dem *Hotel Post* auf dem Leopoldplatz ausgemacht. Sie mochte dieses neue, imposante Gebäude, das ganze dreizehn Fensterfronten breit war. Dazu waren die Fenster im Erdgeschoss und ersten Stock von beachtlicher Höhe, was das Gebäude noch beeindruckender wirken ließ. In der Mitte gab es einen breiten Durchgang für Pferdekutschen und darüber einen kleinen Balkon. Außer dem Hotel war hier auch die

Großherzogliche Postverwaltung untergebracht. Die Gebäude links und rechts davon wirkten etwas bescheidener, obwohl sie genauso hoch waren. Aber sowohl die Fenster als auch die Kutscheneinfahrten fielen hier kleiner aus und die Verzierungen an den Giebeln wesentlich zurückhaltender.

Beides waren Gasthäuser, eines davon war der Goldne Adler, dort war Bertha mit ihren Eltern schon ein paarmal zu besonderen Anlässen zum Essen gewesen.

Bertha mochte es, wenn es zum Markt hin auf der Straße voller wurde, die Geräuschkulisse immer mehr anschwoll und sie sich schließlich in den Trubel des Marktes stürzen konnte. Sie war gern hier, mitten im Zentrum. Der Markt war Dreh- und Angelpunkt der Stadt. Der Platz war breit und einladend, das Rathaus mit seinem Türmchen und der großen Uhr gefiel ihr.

Der Laufbrunnen neben dem Rathaus, der als Viehtränke diente, war achteckig angelegt, und in der Mitte stand auf einer Säule ein früherer Markgraf, an dessen Namen sich Bertha gerade nicht entsinnen konnte. Die Häuser dem Rathaus gegenüber waren höher als die auf dem Leopoldplatz. Die Dächer über den drei Stockwerken waren hoch ausgebaut und mit Erkern versehen und ragten dadurch scheinbar weit in den Himmel. Am besten gefiel ihr das riesige Haus des Steckels-Kayser, wie jeder den als Sonderling geltenden reichen Kaufmann nannte. Breit und selbstbewusst ragte das Gebäude an der kürzeren Südseite des Platzes empor.

Von der Architektur abgesehen, genoss Bertha die Gerüche der feilgebotenen Gemüse und anderen Waren, das fleißige Treiben, das Feilschen, und wenn sie ehrlich war, auch die mitunter derben Sprüche der Marktschreier. Wenigstens, wenn sie nicht zu weit gingen und nicht an sie adressiert waren. Sie kramte aus ihrer Rocktasche den Einkaufszettel hervor. Elf Münder wollten gefüttert werden, da galt es, nichts

zu vergessen und beim Preis auf jeden Kreuzer zu achten, auf den Gulden ganz zu schweigen.

Die meisten Bauern kannten sie schon und waren freundlich zu ihr. Schließlich war sie eine gute Kundin. Trotzdem passte sie jedes Mal genau auf, ob die Ware, die sie in ihre Körbe schütteten, auch nicht verdorben war und ob sie die Waage richtig eingestellt hatten. Im Kopfrechnen war sie in der Schule immer gut gewesen, da konnte ihr kein noch so gewiefter Händler etwas vormachen. Übers Ohr hauen ließ sie sich jedenfalls nicht, und das flößte den Verkäufern Respekt ein. Vielleicht schickte ihre Mutter sie auch deshalb immer öfter auf den Markt. Auf sie war eben Verlass. Sie ließ sich nicht aus dem Feld schlagen, auch nicht von grobschlächtigen Marktschreiern. Früher, als sie noch als kleines Mädchen an der Hand ihrer Mutter gelaufen war, waren die Händler immer lieb zu ihr gewesen, hatten ihr einen Apfel zugesteckt oder sie gelobt, wie brav sie mit ihrer Mutter die Einkäufe erledigte. In der Zwischenzeit erlaubten sie sich ab und zu anzügliche Bemerkungen und Witze auf ihre Kosten. Normalerweise ließ sie die an sich abperlen, sagte nichts dazu und verzog nicht mal ihr Gesicht. Und wenn es ihr gar zu dumm wurde, schnauzte sie schon mal ordentlich zurück. Danach war meist Ruhe.

Peinlich berührt war sie vor allem, wenn sich die Marktschreier darüber lustig machten, dass sie noch ein Backfisch war. Dann errötete sie und senkte ihren Kopf. Was nur dazu führte, dass diese oft noch einen draufsetzten.

»Diese Äpfel sind genauso rotbackig und süß wie deine Wangen, damit verführst du garantiert jeden Adam, den du nur haben willst.« Ein dickbäuchiger Obsthändler streckte ihr eine verdreckte Hand über den Stand hin, in der er einen großen Apfel hielt. »Greif nur eifrig zu, du sollst ja nicht immer ein Backfisch bleiben. Und weil ich so gut aufgelegt bin,

mache ich dir heute auch einen ganz besonderen Preis nur für dich. Aber dann will ich auch einen ordentlichen Schmatzer von dir.«

Sein röchelndes Lachen machte sein Geschwätz für Bertha umso ekliger, und seine halb verfaulten Zähne bekräftigten ihre Abscheu nur noch.

Das Obst würde sie heute jedenfalls bei einem anderen Händler kaufen.